



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meine erste Gesellschaft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

durch dieses entkam er ins Freie und gewann, ehe die Preußen ihm zu folgen vermochten, das andre Flußufer, wo er gerade zurecht kam, um an einem erneuten Angriff seines Regiments teil zu nehmen. Mich wollten die Preußen nun erstechen, aber ich schrie, man sollte mir doch das Leben lassen, ich wäre ja nur ein Schneider; so gottserbärmiglich schrie ichs, daß sogar die Preußen lachen mußten und mir das Leben schenkten.

Von dem letzten Vorgange konnte der Hannpeter eigentlich nichts mehr gehört haben; aber er erzählte ihn doch. Gleich dem Dichter wußte er auch solche Einzelheiten seiner Geschichte, die er der Natur der Sache nach gar nicht wissen durfte.

Wie ich die Sache hier dargestellt habe, begreift vielleicht niemand, daß einer damit Glauben finden konnte; aber wie sie der Hannpeter erzählte und dramatisch dazu agierte, glaubte ihm jeder aufs Wort. Der Hannpeter war ein großer Erzähler, und er war ein großer Sprachvirtuos. Er beherrschte seine Sprache, das heißt seine Mundart aufs vollkommenste und verdarb sie nicht durch fremde, schriftdeutsche Wendungen. Auch verfügte er über den ganzen Wortreichtum der Mundart und wußte davon einen hohen Begriff zu geben; am meisten aber liebte er, wie ein großer Schriftsteller, Wörter, die nicht jeder im Munde führte, die ihm deshalb sozusagen allein gehörten, und er bevorzugte diese um so mehr, je unähnlicher sie dem Schriftdeutsch, je ungeschlachter, je nackter in gewissem Sinne und zugleich je ungewaschener sie waren. Er brachte solche Wörter auf eine Art hervor, als ob er sie im Augenblick erst selber gemacht habe, und das mag auch oft genug der Fall gewesen sein. Ein solches Redetalent wurde in Hinterwinkel nicht unterschätzt, besonders bei der Jugend; der Hannpeter hatte immer Zuhörer. Still und einfältig habe ich ihn nur einmal im Leben gesehen: in der Scheune zu Tauberbischofsheim.

(Fortsetzung folgt)



Meine erste Gesellschaft



echt müssen wir aber doch wohl endlich daran denken, die Leute einmal wieder einzuladen, sagte ich eines Tages zu meinem Manne. — Wir waren seit drei Monaten verheiratet und lebten in einer kleinen Stadt, wohin mein Mann versetzt worden war. — Wohl am besten nur eine ganz kleine Gesellschaft, fuhr ich fort. Aber da unterbrach mich Werner lebhaft. Um Gottes willen nicht! Wir wollen

so viel wie möglich mit einem mal abmachen! Diese kleinen „gemütlichen“ Abende machen eben so viel Umstände und Kosten und sind auch nichts netteres. Eine große Abfütterung ist das allerbeste. Und nicht ohne Pathos setzte er hinzu: Du mußt die Kulturerfahrungen, die die Menschheit schon gemacht hat, dankbar hinnehmen und nicht immer alles noch einmal selbständig durchexperimentieren wollen!

Ich schwieg etwas kleinlaut und mußte ihm im Grunde Recht geben; denn wir hatten uns in der That in den kleineren Gesellschaften mehr gelangweilt. So wurde denn die „Schlacht“ auf den übernächsten Freitag Abend angefezt.

Mein Mann hatte mir dringend geraten, einen Lohndiener zu nehmen; aber solch ein befrachtetes Symbol der wohlbedrängten Steifheit und Langenweile konnte ich nicht brauchen. Überdies wollte ich auch sparen und meinem Manne zeigen, was ich aus Christinen, meiner „schwarzen Perle,“ zu machen verstünde; langsam wollte ich ihr alles nach und nach beibringen. Als wir daher zu Mittag gegessen hatten, rief ich sie mir herein, um ihr zunächst einen Begriff vom Serviren zu geben. Sie sah mir freundlich lächelnd zu, indem sie sich mit dem Rücken am Ofen scheuerte. Ich wollte ihr sagen, daß sich das nicht schicke; aber da fiel mir ein, daß sie doch ein ganzes Jahr älter sei als ich, und so schwieg ich schüchtern. Ich zeigte ihr nun alles mehrere male ausführlich. Haben Sie mich verstanden? fragte ich. Jo! sagte sie, indem sie mich freundlich anlächelte. Und wenn es jemand nicht bemerkt, daß sie ihm anbietet, so sagen Sie: Darf ich bitten? Christine sah mich ungläubig an: Das werdet sie scho merke, wemmer doch beim Esse isch! Aber man unterhält sich doch auch! warf ich ein. Das schien sie nicht zu begreifen.

Mein Herz klopfte doch etwas bei dem Gedanken, wie alles vorübergehen würde, besonders da ein paar sehr anspruchsvolle Kollegen kamen. Und gar ein Geheimrat mit Frau! Mein Kopf schwindelte. Vor so etwas hatte ich immer besondre Angst; denn mein Mann behauptete, ich lernte nie einen Ordinarius von einem Geheimen Hofrat unterscheiden, ich hätte kein Organ dafür. Wirklich hatte ich einmal zu einer sehr jung aussehenden Geheimrätin „Frau Doktor“ gesagt!

Ich entwarf mir nun einen Plan, was ich alles den andern Gesellschaften gegenüber ändern wollte. Vor allen Dingen das erwartungsvolle, hungrige Herumstehen vor dem Essen, bei dem kein Mensch etwas wirkliches sagt, sondern nur mit den Lippen spricht. Da sollte man auf die von blühenden Glycinien umrankte Veranda hinaustreten; wenn dann von den nahen Bergen der frische Waldduft herüberwehte und die Amseln aus der Ferne dazu sangen, so mußte ja allen das Herz aufgehen, und die Gesellschaft war von vornherein in eine schöne Stimmung versetzt. Dann wollte ich die Wichtigkeit des Essens so viel wie möglich verhüllen. Nichts war mir peinlicher, als wenn ich bei andern

die Hausfrau während des Essens mit rotem Kopfe und ängstlich gespannten Zügen dastehen sah. Um ganz ruhig bleiben zu können, mußte ich allerdings Christinen noch sehr bändigen. Sie war ja noch ein „weißes“ (?) Blatt, das ich selber erst beschreiben wollte, damit sie ganz nach meinem Sinne wäre. Mit Marktfrauen, Metzgerburschen u. s. w. kam sie ja ganz ordentlich zurecht, aber das war doch etwas anderes. Ferner mußte auf jeden Fall die Trennung der Geschlechter nach dem Essen verhütet werden und die von diesem Augenblick an unvermeidliche Niveaufenkung der Damenunterhaltung, sowie die offen eingestandne Bier- und Cigarrenseligkeit der Herren. Nun, das konnte ja nicht schwer sein; ich hatte mehrere Pläne, was ich da machen wollte. Die herrlichen Photographien, die wir von unsrer italienischen Reise mitgebracht hatten, sollten wie zufällig in der Nähe liegen, ebenso die lieben Bilder von Ludwig Richter. Auch sonst mußte ich noch allerlei. So hatte ich gar keine Angst, daß sich die Leute nicht vortrefflich unterhalten würden. Nur Christine beunruhigte mich noch etwas.

So kam denn der erwartete Freitag heran. Unter tausend Kleinigkeiten war schon der Morgen und der Nachmittag dahingeschwunden. Alles wollte von meinen Händen gemacht sein, denn Christine stand nur immer mit offenem Munde daneben.

Haben Sie schon einmal Chokoladenpudding gemacht? fragte ich freundlich, indem ich geschäftig den Creme rührte. Dies hier ist Gelatine — man nimmt besser etwas reichlich als zu wenig, damit der Pudding auch sicher steht. — Christine starrte mich wie ein Wundertier an. Ein leiser Ahnungschauer überlief mich bei diesem Blick. Sie hatte sich doch in der Zeitung als eine „gute bürgerliche“ Köchin. ausgeschrieben! Doch ich wollte den Mut nicht sinken lassen. — So, nun setzen Sie den Braten zu! — Mit Wasser oder Schmutz? fragte sie. — Jetzt war das Anstarren auf meiner Seite. Mit Schmutz? rief ich entsetzt. — So, mir häns doch au scho so gmacht! sagte sie gekränkt und holte unsern Topf mit Fett. — Ach so, Sie nennen das Fett so; ich dachte — ich glaubte — andern Schmutz. — Mei, das nennet mir Dreck, antwortete sie erläuternd. — Na also mit Butter! sagte ich, und damit war das appetitliche Thema beendet. Wenn Sie irgend was nicht wissen, fügte ich noch hinzu, so fragen Sie sofort; ich bin im Eßzimmer. Damit verließ ich die Küche.

Als ich dabei war, die Fruchtschale herzurichten, kam mein Mann herein. Nun, wie macht sich denn Christine? fragte er. — O, sie scheint recht gelehrig.

Sie wurde unterbrochen. Die Thür ging auf, und ein roter Kopf fuhr herein: Kummert Si gschwind — 's bossirt was!

Hastig stürzte ich in die Küche. Vom Herde stieg dicker Qualm auf. Ein brenzliger Geruch erfüllte den Raum. Wasser! schrie ich. Christine stürzte an den Leitungshahn und platschte eine Kanne voll in den schwarz angebrannten Topf, fuhr aber in demselben Augenblick entsetzt zurück: Gän Sie

obacht — 's spritzt! Dann sank sie keuchend auf den Küchenstuhl und sah mir zu. Das schmeckt emol, sagte sie nach einer Pause, indem sie laut mit der Nase aufzog, während ich die verkohlten Äpfel wegschüttete und mit zitternden Händen neue zu schälen begann. Schmecken war nämlich ihr Ausdruck für riechen. So helfen Sie mir doch! rief ich, rasch! Fenster und Thüren auf!

Todmüde kam ich ins Wohnzimmer zurück. Ach, ich hatte es mir doch leichter gedacht! Aber um keinen Preis durfte mein Mann etwas von diesen Kämpfen merken! Plötzlich aber fragte er, ob etwas angebrannt sei. Ich mußte den Geruch an meinen Kleidern mit hereingebracht haben. O nein — so — so riechts immer, wenn Feuer auf dem Herd ist, sagte ich so unbefangen wie möglich, und beugte mich tief auf die Apfelsinen, die ich auf der Fruchtschale ordnete. Dann lief ich, mich umzukleiden.

Als ich fertig ins Wohnzimmer trat, freute ich mich selbst über den schönen Anblick. Festlich geschmückt hob sich der von dem Kronleuchter bestrahlte Tisch aus der Mitte; wie nach der Schnur standen die Stühle herum. Die Bilder hatten noch nie so feierlich von den Wänden herabgeschaut. Im Erker brannte die rosa Ampel und verwob ihren weichen Schimmer mit dem bläulichen Mondlicht, das zu allen Fenstern hereinspielte. Die Blumen dufteten. Ich stand am Fenster und sah über die weiten Wiesen zu dem verdämmernden Walde hinüber, der sich, fein gezackt, gegen den Abendhimmel abhob. Fast hatte ich in diesem tiefen Frieden die bevorstehende Schlacht vergessen. Da legte sich ein Arm um mich, und meines Mannes Stimme fragte: Was denkst du? Ich wollte mich an ihn lehnen, aber da ging die Thür auf, und breitspurig kam Christine herein. Sie war in vollem Staate, d. h. sie hatte ihre sämtlichen Kleider über einander angezogen und über ihre dicken roten Hände auf meinen Befehl weißbaumwollne Handschuhe gezwängt.

Muß der Käse abghäutet werde? fragte sie. — Um Gottes willen nicht! stieß ich hervor. Ihr Bethätigungsdrang war mir unheimlich. Da tönte die Klingel schrill durchs Haus. Christine stürzte hinaus, indem sie fast den ganzen gedeckten Tisch mit sich fortriß. Während wir hastig alles wieder zurecht zogen, hörten wir ihr freundliches: Guede Daag! Eine schüchterne Männerstimme fragte: Bin ich zu früh? — O, was denket Sie au, mir hän scho lang gwardet. — Mir braufte es vor den Ohren. Die Thür ging auf, und der junge Doktor Grimm kam herein. Er war immer der erste, in jeder Gesellschaft, da er mehr Courage hatte, wenn er die Leute einzeln begrüßen konnte, statt in den ganzen Kreis zu kommen. — Guten Abend, gnädige Frau, flüsterte er und machte eine Verbeugung, daß ich durch sein aufrechtstehendes dünnes, weiches Haar auf seine errötende Kopfhaut niedersah. Ich überließ ihn meinem Manne, murmelte eine Entschuldigung und suchte draußen Christinen.

Sie dürfen die Leute nicht unterhalten, brachte ich mühsam hervor. Sie

haben nur zu helfen und die Herrschaften dann hereinzuführen. — Sie sah mich traurig an; sie glaubte ihre Sache ausgezeichnet gemacht zu haben.

Nun klingelte es ohne Unterlaß. Drei Paare kamen auf einmal herein — gewandt, liebenswürdig, fröhlich. Unversehens saß ich mit den Damen um den Sofatisch, die Herren standen mit meinem Mann in der Nähe der Thür. Eigentlich hatte ich das ja anders gewollt, man sollte an dem herrlichen Frühlingsabend auf die Veranda treten; aber niemand schien davon etwas zu bemerken.

Inzwischen füllte sich das Zimmer. Frau Hofrat Lorenz kam mit ihren Töchtern, Geheimrat Zeißig mit seiner Frau, die nun aufs Sofa gelangte. Dann Doktor Schuster, ein von vielen Gedanken umschwirrter Junggeselle. Haben Sie gute Nachrichten von zu Hause? fragte er mich bei der Begrüßung und zwinkerte freundschaftlich mit seinen kleinen braunen Augen; es war zu reizend neulich, der Abend bei Lessings, als Ihr Fräulein Schwester bei Ihnen zu Besuch war. — Er kannte dabei meine Eltern gar nicht, und meine Schwester, die übrigens verlobt war, auch nicht viel mehr. Aber sein freundliches Herz schloß alle Leute, und mit besondrer Vorliebe junge Dozentenfamilien, mit Wohlwollen ein; Schuster ist wieder Onkel geworden, pflegte mein Mann zu sagen, wenn die Stadtpost eine Karte im Dreipennigkouvert mit dem bekannten Anfang „Heute wurde uns“ brachte. Von mir schlängelte er sich in die Sofagegend, um die verschiedenen Damen dort mit herzlichem Händedruck zu begrüßen.

Stimmengewirr erfüllte den Raum. Ich sprach, ich lachte, ohne zu wissen, worüber; meine Gedanken umschwebten unaufhörlich Christinen in ihrer Küche. Was mochte ihr wieder „hoffirt“ sein? Ich hatte sie vorhin, zu meinem Entsetzen, hinter der sich öffnenden Thüre mir heftig winken sehn. Gleich einem Schreckgespenst verfolgte mich die „denaturirte Spiritusflasche,“ aus der sie uns einmal statt Essig an die Sauce gegossen hatte. Zum Glück schienen sich wenigstens die Gäste gut zu unterhalten; denn alle Mäuler sprachen mit größtem Interesse von den gleichgiltigsten Dingen, und die, die schwiegen, lächelten freundlich. Nur Erichs fehlten noch. Daß die auch immer so lange ausblieben! Schon wiederholt hatte ich bemerkt, daß jemand in Gesellschaft fragte: Kommen Erichs? Man wußte nämlich: wenn die erst da waren, dann konnte zu Tisch gegangen werden. Hie und da beguckte einer der Herren, besonders von den Studenten oder Assistenten meines Mannes, die Bilder an den Wänden; nicht aus Interesse, sondern weil er nicht ins Gespräch hinein kommen konnte oder durch Zutritt eines dritten wieder herausgeraten war. Ich sah nach meinem Manne, aber der war gerade dabei, den einzelnen ihre Tischdamen zuzulüftern.

Endlich klingelte es wieder — Erichs! Die Gespräche wurden lauer, lässiger, aber alle sahen erleichtert aus. Gleich darauf quetschte sich Christine zur Thür herein: Mir könnet esse.

Anscheinend sehr zufrieden, liebenswürdig plaudernd, führte jeder Herr seine Dame ins Nebenzimmer, das still und kühl des nahenden Getümmels harrete. Die kleine Else Lorenz sah in ihrem einfachen, weißen Kleide, aus dem ihr rosiges Kindergesicht wie ein Äpfelchen hervorblühte, entzückend aus, Schuster hatte sie als Tischdame. Ich konnte nicht begreifen, daß das muntre und gescheite Mädchen ihn nicht mehr interessirte. Auf seiner andern Seite saß die reiche Frau Förstemann; sie war die Witwe eines berühmten Mediziners und hatte zu Hause ein paar „Lenbachs,“ die zu sehen nicht jeder zugelassen wurde. Frau Förstemann hätte sich zwar, wie mir schien, viel lieber mit ihrem Tischherrn, dem Litterarhistoriker, unterhalten, aber Schuster riß nicht ab und war unerschöpflich in Kunstausstellungsnotizen. Ich sah, daß sich ein leiser Schimmer der Enttäuschung auf Elses Gesichtchen legte, und nickte ihr durch das Blumen- und Flaschengewirr zu.

Unterdessen hatte Christine ihre Runde begonnen, und die Unterhaltung zog sich wie ein dünner Faden um den Tisch. Man sprach von der herrlichen Umgebung der Stadt, von Reisen, von unserm kümmerlichen Theater und — natürlich! — vom Kaiser. Recht übel war der Professor Pfister daran; seine Tischdame zeigte ihm fortwährend ihr zierlich umlocktes Hinterköpfchen. Sie war in ein Gespräch mit ihrem rechten Nachbar geraten, dem mehrere Umherstehende, die selbst nicht recht in Fluß kommen konnten, mit tiefstem Interesse zuhörten. Zur Linken hatte er eine englische Freundin von uns, die auf alles nur: *Hi* meinen Sie? oder *Du jäs!* antwortete. Vergeblich bemühte er sich, anderswo seinen Haken einzuschlagen.

Immer eifriger bethätigte sich Christine am Tische. Bald rasselte ein Löffel oder eine Gabel zu Boden, bald rückte eine Dame vor einem drohenden Saucenguß zur Seite. Einmal sah ich, wie Frau Zeisig mit graziossem Griff ihrem Nachbar einen Petersilienzweig, der auf der Fischschüssel gelegen hatte, lächelnd von der Schulter nahm. Aber Christine ließ sich durch nichts verblüffen.

So ging es flott weiter und vorwärts. — Er steht! flüsterte sie mir, beim Wegnehmen der Bratenteller, mit einem strahlenden Blick zu; und bald darauf trug sie mit verklärtem Angesicht den Pudding herein. Ich streifte ihn flüchtig mit den Augen, anscheinend mit dem gleichgiltigsten Gesicht von der Welt; aber mein Hausfrauenherz schwoll vor Freude. Braun und steif ragte er aus der Platte empor. Rührend sah das Schaf herab, das mit gekreuzten Beinen auf seinem Gipfel lag. Christine hatte in ihrer Begeisterung vergessen, einen Löffel dazu zu legen, und hielt stumm lächelnd die Platte der ersten besten Dame hin; es war Mrs. Hughs. Zum erstenmale kam in ihr unbewegliches Gesicht Ausdruck. Hilflos starrte sie auf das fromme Lamm, und über ihre schmalen Lippen drang es fast unhörbar: *Uoo?* — Einen Löffel, Christine! stammelte ich. — *Jesses Marcie!* rief sie und stürzte an den Schrank.

Die nun folgenden Minuten werde ich im Leben nicht vergessen! Ich sah, wie sich die Dame vergebens bemühte, ein Stückchen Pudding abzustecken; glatt wie ein Kal schlüpfte ihr die Masse immer wieder unter dem Löffel fort. Endlich, mit Hilfe des Dessertmessers gelang es ihr, und das Schaf wanderte weiter. Mir wurde bald heiß, bald kalt. Entsetzt folgte ich mit den Augen, während sich mein Mund mit meinem Nachbar über die Sozialdemokratie unterhielt. Sa, die Masse hält zäh zusammen, fuhr er gerade fort. Sollte das gar eine Anspielung sein? Ich wurde über und über rot.

Unterdessen sah ich, wie Doktor Grimm, der nach langem Kampfe endlich ein nußgroßes Stückchen heruntergefäbelt hatte, es auf seinen Teller fallen ließ, wobei es wie ein Stück Kaugummi in die Höhe sprang. Sein Nachbar, ein verwöhnter Mediziner, mit weichen Polstern auf Gesicht und Händen, dankte mit einer Handbewegung. Über Christinens verklärtes Antlitz hatte sich schon vorher ein leichter Schatten gelegt. Aber sie versuchte es noch einmal und hielt ihm lächelnd die Platte hin. Aber er dankte nochmals, und Christine zog sich kopfschüttelnd zurück.

Todesmutig schnitt ich mir nun selbst ein Stück herunter und suchte die Gelatinemasse zu bewältigen. Gleich darauf sah ich, wie Doktor Grimm, an den die Platte zum zweitenmale kam, sich noch ein Stück herunter schnitt. Er mußte meine Verlegenheit bemerkt haben. Ich werde ihm diese Großherzigkeit nie vergessen.

Die Nelken auf dem Tische dufteten schwül, die Stimmen wurden immer lauter, mein Gesicht immer heißer. Endlich war es so weit, und wir erhoben uns, um uns im Nebenzimmer angelegentlich „gesegnete Mahlzeit“ zu wünschen. Mir war, als müßten mir alle gratulieren, daß die Schlacht überstanden sei; aber es schien niemand daran zu denken.

Nun stand man planlos umher. Die Verandathür mußte geschlossen werden, weil Frau Pfister an Rheumatismus litt. Genug Stühle waren schnell zur Hand, mein Mann und ich animierten zum Sitzen, und ich nötigte mit vieler Mühe Doktor Schuster aufs Sofa nieder, damit man merkte, daß bunte Reihe werden sollte. Aber die andern Herren nickten und dankten verbindlich, wenn ihnen mein Mann Stühle anbot, und bald saßen nur die Damen um den Tisch. Vor dem Essen hatte ich herausgebracht, daß die Damen von Konrad Ferdinand Meyer alle nur die Erzählungen kannten. So ging ich denn an mein Bücherbrett, meinen größten Stolz, acht breite Reihen schöner funkelnder Einbände, nahm „Huttens letzte Tage“ heraus und bat Professor Andrea dafür, etwas draus vorzulesen. Ich hatte ihn so gern, mit seinem lieben, weiß umrahmten Gesicht mit den hellen blauen Augen, in denen eine stille Welt für sich zu liegen schien. Daß er schön vorlas, wußte ich. Aber er verstand sich offenbar nicht gerne dazu und unterhielt mich lange über das Buch und die Schönheit seiner Verse. Unterdessen hatte aber

die Gesellschaft gemerkt, daß von Vorlesen die Rede war, und nun hieß es überall: Ach ja! ach bitte! Aber schließlich las doch nicht Andreat vor, sondern einer der Chemiker meines Mannes deklamirte ein komisches Gedicht im Frankfurter Dialekt, wobei er erklärte, eine Stelle auslassen zu müssen. Die Wirkung war sehr gering, wenn auch manchmal gelacht wurde, und er seine Sache an sich ganz gut machte. Nur Professor Lechler, der „Lautschieber,“ wie ihn mein Mann immer nannte, stürzte sich auf den Studenten und ließ sich ein paar Worte wiederholen, um sich dann in ein eifriges grammatisches Gespräch mit dem beglückten jungen Manne zu vertiefen.

Inzwischen hatten sich schon ein paar Herren, mit dem Bier in der Hand, das ich hatte herumreichen lassen, in meines Mannes Zimmer zurückgezogen. Bring doch die Bilder von unserer Reise! flüsterte ich Werner zu. Er nickte, bot aber erst den Herren drüben Cigarren an. Dann brachte er die Photographien, und ich zeigte Frau Förstemann ein paar, über die ich mit ihr vorher gesprochen hatte. Ein paar der ältern Damen sahen mit hinein, aber mehr neugierig als aus Interesse. Frau Hofrat Maroth kannte alle, und zu meiner großen Freude stimmten wir sehr in unsern Liebhabereien überein.

Die jungen Damen waren nun auch mit den Studenten ins Gespräch gekommen. Der jüngste, ein „nett“ aussehender, aber etwas ungelentlicher junger Mensch, der mit seinen langen Gliedmaßen nirgends zu bleiben wußte, hing stumm an Elschens Zügen, die sich fein und regelmäßig, wie aus Marmor gebildet, gegen die Lampe abhoben. Schuster unterhielt sich mit Frau Professor Pfister über eine Reise nach London, die er zur Besichtigung irgend welcher Anstalten auf Kosten der Regierung machen wollte. Ich reichte ihm eines der Bilder, eines der schönsten von Luini; aber er legte es ziemlich gleichgiltig vor sich hin und ließ kurz darnach einen großen Biertropfen auf das Brotatgewand der heiligen Katharina fallen.

Aus dem Nebenzimmer drangen blaue Rauchwölkchen herein, und allmählich zog sich von den noch übrigen Herren einer nach dem andern hinüber. Die gewandteren verabschiedeten sich leicht scherzend, die unbeholfeneren standen erst Tantalusqualen aus. Ihre Nasen zogen den feinen Duft ein, aber ihre Füße fanden sich nicht von der Stelle. Aber endlich waren auch sie wie kleine Eisenstückchen dem Magnet zugeflogen, und in beiden Zimmern trat tiefer Friede ein.

Unter langem Sträuben war endlich das Sofa von den zwei ältesten Damen besetzt worden; die andern gruppirteten sich um den Tisch. Von den Gewändern auf den Bildern ging das Gespräch auf die Kleider über. Darf man fragen, wer Ihr reizendes Kleid gemacht hat, Frau Lechler? — Ach ja, bitte! Ich wäre auch sehr dankbar für eine gute Schneiderin! Man bekommt hier wirklich gar nichts ordentliches! — Ja, ich lasse auch sämtliche Kostüms fertig aus Berlin kommen! — Aus Berlin? Lohnt sich denn das? — Ja,

ich finde, es ist eben doch der einzige elegante Schnitt! — Aber der Preis ist wohl auch darnach! — Nun, ich zahle für ein fertiges Straßenkostüm hundertundfünfzig Mark. — Das finde ich gar nicht einmal viel; mein letztes Hauskleid kam beinahe ebenso teuer. — Ach, ich ginge am liebsten immer in Seide, es ist so angenehm, und man sieht immer elegant aus.

Ich merkte, wie es Frau Lorenz blau und grün vor den Augen wurde. Doch alle Versuche, andre Themata anzuschlagen, mißlangen. Zum Glück kam Christine gerade mit neuem Bier herein. Die erste Dame, der sie es anbot, merkte es nicht sofort. Christine, meiner Mahnung eingedenk, besann sich nicht lange, sondern stieß sanft mit dem Brett an ihre Schulter: He — Sie — — Und als die jungen Mädchen das Lachen nicht verbeißen konnten, stimmte sie fröhlich mit ein, daß alle Gläser überschwabbelten. Ich nahm ihr das Brett ab und winkte ihr, hinauszugehen.

Sie haben wohl ein neues Mädchen? — Ach ja, diese Not werden Sie nun auch kennen lernen! — Denken Sie, meine letzte hat — und nun folgte eine lange Diebesgeschichte. — Am schwierigsten ist es aber doch mit den Kinder Mädchen! — Was macht denn ihr Kleines, Frau Doktor? Kann es denn schon sitzen? — O längst! erwiderte glückstrahlend die Gefragte, gestern hat es sogar, glaube ich, Ma—ma gesagt! — Ach wie süß! riefen mehrere Damen zugleich. Wreizend! fügte Frau Erich hinzu.

Da schlug unsre Kuckucksuhr elfmal. Es entstand eine Pause; die Frau Geheimrat zog ihre Handschuhe heraus. Fast atmete ich auf; aber meine Lippen sagten: Schon? es ist ja noch so früh. — O nein. Ihre Uhr mahnte uns eben, daß es schon längst Zeit zum Aufbruch ist! Aber über dem reizenden Abend hatte ich es wirklich ganz vergessen! — Mit liebenswürdigem Lächeln erhoben sich nun auch die andern. Ein paar Damen sahen mit mir ins Herrenzimmer hinüber. Dort verhüllte alles dicker Qualm. Sie schienen den Aufbruch nicht bemerken zu wollen. Aber dann entstand ein Tumult, und die so lange vermißten traten wieder ans Licht.

Gute Nacht, gnädige Frau! Danke gehorsamt! — Recht gute Nacht! Vielen Dank für den gemüthlichen Abend! — Adieu, Frau Professor! Herzlichsten Dank, es war wreizend!

Christine! helfen Sie! rief ich und sah gerade noch, wie sie den abwehrenden Herren in ihre Galoschen half. Endlich schloß sich die Korridorhür; und wir waren wieder allein.

Ich ließ mich auf einen Sessel im Eßzimmer nieder. Das Weinen war mir nahe. Ach, es war schrecklich! brachte ich endlich mühsam hervor. Alles, alles hatte ich mir ganz anders gedacht!

Mein Mann zog mich neben sich. — Glaub mir, sagte er, es war nicht um ein Haar weniger nett als in allen andern Gesellschaften; es würde den Leuten ungemüthlich gewesen sein, wenns hier anders gewesen wäre. — Wie

was denn in deinem Zimmer? — Oh, wir haben uns sehr gut unterhalten. — Und der Pudding? fragte ich kleinlaut; ach, Werner, das war fürchterlich! — Da steht er ja noch! Fest und treu! Das reine Helgoland! sagte mein Mann und schenkte zwei volle Gläser ein. Während wir anstießen und unten vorm Hause die letzten Gutenachtwünsche verklangen, wurde mir endlich wieder leichter ums Herz. Werner sah mich fröhlich an, und mit den Worten:

Das Beste
Sind morgen die Reste!

umschlang er mich, und wir tanzten ausgelassen um die lange Tafel.



Die Antwort auf die Caprivischen Erlasse



s ist schwer, sich den Eindruck zu vergegenwärtigen, den die beispiellos großartigen Huldigungen in München, Augsburg, Kissingen und Jena auf die Männer des „neuen Kurzes“ gemacht haben müssen. Jedenfalls hüllen sie sich in das Schweigen der Würde oder der Verlegenheit. Wenn sie gedacht haben, mit der unglücklichen Veröffentlichung der Caprivischen Erlasse den Fürsten Bismarck als einen politisch toten Mann darzustellen, dessen Worte gleichgiltig und wertlos seien für die Regierung wie für das Volk und das Ausland, so haben hunderte tausende deutscher Männer darauf die Antwort gegeben, daß diese Absicht in ihr Gegenteil verkehrt worden ist und auf einer unglaublichen Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse und Stimmungen beruht, auf einer Verkennung, die gelinde gesagt von einer sehr geringen staatsmännischen Befähigung zeugt. Oder wenn die Erlasse, wie man annimmt, um das Unbegreifliche begreiflicher zu machen, dem Zentrum die bündige Erklärung abgeben sollten, daß Fürst Bismarck niemals wieder an die Spitze der Geschäfte zurückkehren werde, so haben die Kreise Süd- und Mitteldeutschlands, die ihm jetzt gehuldigt haben, d. h. der Kern des gebildeten Mittelstandes, damit bündig erklärt, daß sie eine Politik, die davon ausgeht, durch Zugeständnisse diese Partei zur eigentlichen Regierungspartei zu machen, rund heraus verurteilen, weil sie allen geschichtlichen Erfahrungen schnurstracks zuwiderläuft. Das ist die Antwort auf die Caprivischen Erlasse, eine Antwort, die an Deutlichkeit und Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig läßt. Sie enthält zugleich das Urteil über den „neuen Kurs,“ dessen Wortführer so selbstbewußt, so herausfordernd aufzutreten lieben. Wenn solches Selbstgefühl nur durch Erfolge gerechtfertigt